

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heirathen der Bäume

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

der anrufen, ihnen in Träumen die Plätze anzuzeigen, wo es viele Bären gibt. Dabei nennen sie die Namen der früher schon erlegten Thiere. Bricht nun endlich der festliche Tag der Jagd an, so badet sich ein jeder in der Frühe; dann mahlen sie sich schwarz und ziehen hierauf aus wie zu einem Kriege. Hierauf vertheilt sich die ganze Gesellschaft in der Weise, daß sie eine große oft Stunden breite Fronte bilden. So treiben sie alles Wild vor sich her, die Männer gegen die Enden der Jagdlinie rücken allmählig immer rascher und rascher vor, bis zuletzt ein großer Kreis gebildet ist.

Sobald sie einen Bären erlegt haben, steckt ein Jäger dem Thiere eine angezündete Tabakspfeife in den Rachen, bläst ihm den Rauch in den Schlund und beschwört den Geist des Thieres, daß er nicht ahnden und rächen möge, was jetzt mit dem Leib des Thieres vor-

gehe, und daß er namentlich deshalb keinen Unsegen über die künftigen Jagden verhängen möge. Alsdann schneiden sie dem Thiere das Zungenband ab und werfen es ins Feuer. Verursacht dasselbe ein Knistern, so gilt dies für eine gute Vorbedeutung; ist dies nicht der Fall, so versprechen sie sich wenig Glück für die nächste Jagd.

Auffallend ist es, daß die ganze Gesellschaft bei diesem Feste gegen ihre sonstige Gewohnheit im Essen und Trinken sehr mäßig ist, und daß namentlich der Häuptling gar Nichts genießt, sondern sich mit den prahlenden Berichten über frühere glückliche Jagden begnügen muß.

Daß die Gebräuche bei den Büffeljagden in mancher Hinsicht mit den eben erwähnten Bärenjagden Ähnlichkeit haben, ist früher bereits erzählt worden.

Heirathen der Bäume.

Seeman erzählt in seinem Buche über Hindostan:

Ehe ich Dschebbelpur verließ, wohin ich niemals zurückzukehren gedachte, besuchte ich die Baumgruppen in der Nachbarschaft, die während meiner Verwaltung des Distrikts von verschiedenen Eingebornen auf den ihnen zu dem Ende abgabefrei überlassenen Ländern angepflanzt worden waren; denn sie hatten die Ländereien unter der Bedingung erhalten, daß sie 25 Bäume auf den Acre pflanzen und unterhalten, und bei jeder Gruppe einen ausgemauerten Brunnen bauen und zur Bewässerung der Bäume für die Bedürfnisse der Reisenden in Stand halten sollten. Einige dieser Baumgruppen hatten bereits angefangen Früchte zu tragen, und alle waren verheirathet. Unter den Hindus kann weder der Mann, der eine Baumgruppe pflanzt, noch seine Frau etwas von den Früchten genießen, bis einer der Mangobäume mit einem andern, gewöhnlich einem Tamarindenbaume, vermählt ist, der in derselben Gruppe wächst. Der Eigenthümer einer dieser Baumgruppen, der alte Verdschori Singh, hatte mit dem Anpflanzen und Bewässern des Wäldchens, mit dem Bau von Mauern und Brunnen so viel Geld ausgegeben, daß er

die Kosten der Vermählungszeremonien nicht zu bestreiten vermochte, als schon einer der früher gepflanzten Bäume im Jahre 1833 Früchte zu tragen begann; der arme alte Verdschori und seine nicht minder alte Frau waren schon sehr darüber bekümmert, daß sie die Früchte nicht kosten durften, deren Wohlgeschmack von ihren Kindern sehr gepriesen wurde. Sie begannen zu glauben, daß sie eine ernste Pflicht veräußert hätten, und aus diesem Leben abgerufen werden würden, ehe die Bäume das nächste Jahr trügen. Sie verkauften deshalb all ihren Silber- und Goldschmuck, entlehnten noch dazu, was sie konnten, und vor der nächsten Früchtezeitigung war die Baumgruppe zur großen Freude des alten Paares, welche die Frucht im Junius 1834 kostete, mit allem gebührenden Pomp und Ceremonien eingeweicht.

Je mehr Braminen bei Gelegenheit eines solchen Festes gespeist und getränkt werden, desto größer ist der Ruhm des Eigenthümers des Wäldchens, und als ich bei meinem Besuch den alten Verdschori Singh fragte, wie viel Braminen er bewirthet habe, antwortete er mir mit einem tiefen Seufzer, daß er nur 150 hätte einladen können. Er zeigte mir den Mangobaum, der die

Rolle des Bräutigams bei der Gelegenheit gespielt hatte, aber die Braut war von seiner Seite verschwunden. „Wo ist die Braut, der Tamarindenbaum?“ — „Die einzige Tamarinde, die ich in der Gruppe hatte, ist gestorben,“ sagte der alte Mann, „ehe wir die Trauung vollziehen lassen konnten, und ich mußte eine Jasminstaude als Frau für meinen Mangobaum setzen. Ich pflanzte ihn hier, so daß wir nöthigenfalls Braut und Bräutigam mit Einem Baldachin während der Ceremonie decken konnten; aber als die Hochzeit vorüber war, vernachlässigte sie der Gärtner, sie siechte hin und starb.“ — „Und warum zoget Ihr die Jasminstaude nach der Tamarinde allen andern Bäumen vor.“ — „Weil sie der berühmteste unter allen Bäumen nach der Rose ist.“ — „Und warum wählet Ihr nicht die Rose zur Frau?“ — „Weil niemand je von einer Heirath zwischen einer Rose und dem Mangobaum hörte, während sie zwischen dem Mango und der Tschumbailak (Jasminstaude) täglich stattfindet.“

Nach der Rückkehr von dem Wäldchen erhielt ich einen Besuch von einem gelehrten Moslem, dem Vormund des jungen Radschah von Utscheireh, welcher damals zu Dschebbelpur wohnte. Ich erwähnte meines Besuches bei dem Wäldchen und der merkwürdigen Ansicht der Hindus über die Nothwendigkeit die Bäume zu verheirathen; er bemerkte mir, daß unter den Hindus ein Mann, der eine Cisterne baute, kein Wasser daraus zu trinken wage, bis er seine Cisterne mit einigen zu dem Ende am Rande derselben gepflanzten Bananenbäumen vermählt habe. „Was ist aber,“ fuhr er lächelnd fort, „von Leuten zu erwarten, welche glauben, daß Indor der Gott ist, welcher die Himmel unmittelbar über der Erde beherrscht; daß er acht Monate im Jahr schläft, und die übrigen vier Monate hindurch theils Regen auf die Erde herabgießt, theils mit seinen Pfeilen Radschah Ball zurückweist, der durch seine strenge Frömmigkeit von den obern Göttern das Versprechen erlangt hat, daß Indors Herrschaft an ihn fallen soll. Die Blitze halten sie für nichts anderes als das Schimmern der Pfeile, die von Indors Bogen auf Radschah Ball abgeschossen werden.“

„Aber mein guter Freund, Molla Sahib, viele gute Moslems glauben, daß die Meteore, die wir Sternschnuppen nennen, wirkliche Sterne sind, welche die Schutzengel der Menschen vom Himmel reißen und nach dem Teufel werfen, wenn sie ihn durch die Luft fliegen sehen. Ist es nicht so?“

„Ja, aber wir haben den Ausspruch unsers heil-

gen Propheten zu Gunsten dieses Glaubens, und sind verpflichtet denselben anzunehmen. Als unser heiliger Prophet auf die Erde kam, fand er daselbst ein Heer von Zauberern, die durch ihre abscheulichen Gebräuche und Beschwörungsformeln gewisse böse Geister für sich gewonnen hatten, daß sie in den Himmel flogen um die Befehle zu hören, welche die Engel von Gott hinsichtlich der Welt und der Menschen empfangen. Diese Befehle theilten sie dann den Magiern mit, welche dadurch in den Stand gesetzt wurden, die Ereignisse, welche die Engel herbeiführen sollten, voraus zu sagen. In dieser Weise hatten sie oft die Befehle an den Engel Gabriel gehört und den Magiern mitgetheilt, noch ehe Gabriel sie dem Propheten hinterbringen konnte. Frohlockend über die auf so teuflische Weise erhaltene Kenntniß hätten sie dann Mohammeds Prophezeiungen lächerlich zu machen gesucht. Der Prophet hat jedoch Gott gebeten, diesem Uebel Einhalt zu thun, und von dieser Zeit an sind Schutzengel in verschiedenen Theilen des Himmels aufgestellt worden, um die Teufel abzuhalten; sobald nun einer der Engel einen Teufel dem Himmel allzu nahe heranschleichen sieht, faßt er den nächsten Stern und wirft ihn nach demselben.“ Dief, fuhr er fort, sei es, was alle ächten Moslems über die Sternschnuppen glauben müssen. Er habe in den Werken von Plato, Aristoteles, Hippokrates und Galen, die er alle sorgfältig studirt, nichts darüber gefunden, und wünschte zu wissen, was die neuern Philosophen in Europa davon dächten.

Ich setzte ihm die Sache möglichst auseinander und schloß mit der Bemerkung, die Ansicht, daß die mächtigen Sonnen, die Mittelpunkte ungeheurer Planetensysteme, bloß dazu da seien, um den Teufeln an die Nase geschleudert zu werden, sei gerade eben so unbegreiflich, als die der Hindus über Indors Pfeile. „Aber,“ sagte er, „diese dummen Hindus glauben noch viel ärgere Abgeschmacktheiten; sie meinen, der Regenbogen sei nichts anderes als der Dampf einer großen, unter der Erde verborgenen Schlange, die ihn aus irgend einem Loch der Erde hervorschleife, und wenn man sie fragt, wie es komme, daß der Regenbogen im Osten sey, wenn die Sonne im Westen stehe, und umgekehrt, so wissen sie nicht, was sie antworten sollen.“ — „Freund Mollah Sahib,“ entgegnete ich, „die Ursache ist, daß die Hindus, wie ein sehr großer Theil jedes andern Volks, geneigt sind, das was die Klugen aus natürlichen Ursachen erklären, einer übernatürlichen zuzuschreiben.“

Landesbibliothek
Karlsruhe